



Liebesgeschichte einer Wildgans.

Bengt Berg hat wieder eine neue Liebesgeschichte geschrieben. Auf einer an der Südküste Schwedens gelegenen Besitzung hat er durch Jahre hindurch Wildgänse gezogen und nun ihr abenteuerliches Leben geschildert und mit wunderschönen Photos uns veranschaulicht. („Die Liebesgeschichte einer Wildgans“, Verlag Dietrich Reimer, Berlin.) Wir ringen daraus eine entzückende Episode aus der Geschichte der Wildgans Nr. 5.

Es wird immer erzählt, daß die Wildgänse in strenger Monogamie leben, genau wie unter den Menschen gewisse Nationen. Die bekanntlich „besser“ sind als alle anderen. Wenigstens unter den Wildgänsen muß es dann Ausnahmen geben. Und Nummer 1 war eine. Er zeigte sich immer nur „paarweis“ und er hätte insofern sehr wohl seinen guten Ruf behalten können. Aber er dachte ja nicht daran, daß mein Feldglas stets auf der Suche nach den Ziffern war. Dabei stellte es sich nämlich zu meinem Schrecken heraus, daß er immer wieder mit einer neuen Nummer ankam.

Kinder — dachte ich wieder, die Leute werden sagen, es ist mir, weil sie von mir erzogen sind.

Mit einer versuchte er aber vergebens anzubandeln. Das war eine feine Wildgans Nummer 5.

Er gab sich die größte Mühe. Und leichtverständlich. Denn sie war und sie ist „heute noch“, mit ihren fünf Jahren und neunzehn Kindern, bitte, eine schöne Gans. Menschen denken wenig daran, daß es unter Vögeln

auch Schönheiten geben kann. O ja. Es gibt häßliche unter ihnen, und es gibt anmutige, wenn auch weniger, genau wie bei den zweibeinigen, die keine Flügel haben.

Sie konnte fliegen, wohin sie wollte, und doch war sie allein zurückgekommen und den ganzen Winter auf dem Eise in der Bucht geblieben. Jetzt ging sie den ganzen Tag da herum und ließ sich eiferfüchtig vom dem großen kanadischen Gänserich bewachen. Wer herankam, er wies jede Annäherung mit Bissen ab. Er schrie mit vorgestrecktem Hals der ganzen Gesellschaft seine Gefühle zu und stolzierte wie ein wahrer Othello um die Angebetete herum.

Nun meinte ich, diese Verbindung wäre doch ein Unfuss. Er war fast doppelt so groß wie sie, und nebenbei wären mir

keine Graugänse lieber als alle noch so interessanten Mischlingskinder. Uebrigens waren sie ja so ganz verschiedene Tiere. Hoffentlich war es nur blinder Lärm. Es ging mir wie einem bürgerlichen Vater, der die Wahl seiner geliebten Tochter nicht ohne Kummer ansieht. Da war mir doch ein einfacher ehelicher Graugänserich lieber als so irgendein fremder Pascha. Deshalb begrüßte ich es mit einer gewissen Genugtuung, als meine liebe kleine Gans eines Tages mit einem neuen jungen Graugänserich herumflog. Wer er war, möchte ich heute noch gern wissen. Er gehörte zu den dreizehn. Meine Kamera hat Bilder von ihm erhascht, wie er mit der Kutgebetenen herumflog; später sogar mit ihren Kindern. Aber niemals gelang es meinem Feldglas, seine Ringnummer herauszufinden. Er war nämlich schöner als all die anderen und wollte nicht gern nach dem Futterplatz in der Bucht kommen. Er hatte allen Grund dazu. Denn am Ufer ging der fast zweimal so schwere Kanadagänserich wütend hin und her und gab mit Gebärden und Gränschen zu verstehen, daß er jeden Nebenbuhler kurz und klein machen würde.

Sobald die unvorbenene Schöne aus der Bucht herausflog, kam ihr Bewunderer hervorgeschossen und flog mit ihr zu den Inseln, um zu grasen. Dann stand der stolze Kanadier verlassen und mit sehnsüchtig gestrecktem Hals am Ufer und schaute den beiden nach. Immer wieder machte er einen verzweifelten Versuch, sich mit seinen anderthalb Flügeln vom Wasser zu erheben. Ihm war, wie fast allen solchen fremden Wasservögeln, vom Fang her die eine Flügelspitze abgeschnitten. Und als er es wieder und wieder vergebens versuchte und schließlich machtlos auf den Wellen lag und nach den Inseln draußen schaute, drang aus seiner Kehle ein Ruf von Wat und Schmerz zugleich, ein Ruf aus einem Herzen, das sich mit den anderen dorthin wünschte und nicht zu fassen vermochte, weshalb seine von Geburt so starken Flügel ihn nicht dabintrugen.

Es ist keine Sentimentalität und keine „Bermenschlichung“ nötig, um mit der armen Seele zu fühlen, deren Ruf da erscholl.

Fast wäre in mir manchmal die Ver-

juchung übermächtig geworden, diesen feinen Kerl aus der Bucht für immer herauszulassen, hätten mich nicht die breiten dunklen Flügel des herumstreichenden Seeadlers über den Schären draußen daran erinnert, daß die Freiheit für meinen stolzen Gänserich nur den baldigen Tod in den Adlerfängen bedeutete. Und vielleicht wäre er doch frei geworden, hätte nicht meine „dumme kleine Gans“ innerhalb der Bucht ihr erstes Nest gebaut. Sie erzählte es selbst, als ich frühmorgens an der Bucht entlang wanderte. Einen halben Steinwurf vom Strand liegt da eine kleine Schäre, nur zehn Schritte lang. Vor dieser Schäre lag der kanadische Gänserich mit hochgerichtetem Hals und hielt Anhschan. Wo war sie denn? Da sie nirgendwo zu sehen war, rief ich den alten gewohnten Zorn über die Bucht hinaus: „Gooße, kleine Gooße, komm!“

Dann erhob sich ein Gänsehals aus dem niedrigen Tannenreißig. Sie war es. Aber keine Antwort folgte. Sie schaute mich nur stetig an, und jetzt, ihr Schnabel bewegt sich doch. Was tat sie? Sie gaderte mich mißtrauisch an, als hätte sie jemanden vor meiner Anwesenheit warnen wollen.

Das war genug. Ohne ein weiteres Wort ging ich davon. Als sie aber eine Weile später laut schreiend mit ihrem jungen Gänser nach den Inseln hinausflog, zog ich schnell meine langen Wasserstiefel an und wartete zu der kleinen Schäre hinüber. Es stimmte. Zwischen den Tannen lag noch vom Winter her ein Haufen Stroh und darin leuchtete ein weißes Gänseei. Beinahe wäre ich mit Wasser in den Stiefeln zurückgelehrt. Denn der große Kanadier hatte mich vom anderen Ende der Bucht bewacht und kam während angekommen. Er schrie und schlug mit den Flügeln, und in dem Augenblick, als meine Stiefel in dem zähen Schlud bei der tiefsten Stelle stecken zu bleiben drohten, fuhr er ohneweiters auf meine Beine los und biß, wo er beißen konnte, als wollte er einen Einbrecher festhalten, bis Hilfe kam. Und sie kam — die Gans nämlich, ob zufällig oder auf sein Rufen, war nicht zu erraten. Erichroden bei dem Gedanken, sie vielleicht durch meine Neugier zu vergrämen, entschloß ich durchs nächste Gebüsch. Der tüchtige Gänserich schwamm ihr aber mit aufgeregten Gebärden und Lauten entgegen, als

wollte er ihr auseinandersetzen, was vorgefallen war.

Kann nun so ein Vogel wirklich einen anderen etwas berichten?

Von dem Tage an gackerte die Gans mit den ganzen Frühling hindurch mißtrauisch an, sobald mich mein Weg in die Nähe führte. Das Mißtrauen beruhte aber auf Gegenseitigkeit. Denn mir schien es von Tag zu Tag verdächtiger, wie sie morgens und abends mit ihrem jungen Bewunderer herumflog, während der große Gänserich treu das Geheimnis auf der kleinen Schäre hütete. Es waren bald vierzehn Tage her, seitdem das erste Ei gelegt worden war, und immer noch schwärmte die Umworbene draußen bei den Inseln herum, als hätte sie zu Hause keine Verpflichtungen.

Dann, Mitte Mai, lag sie eines Morgens geduckt unter dem Lammeneißig. Sie blieb den ganzen Tag. Da lag sie jetzt vier Wochen lang. Nur morgens und nachmittags flog sie eine kurze Zeit zum Grafen heraus. Sofort war der junge Gänserich dabei. Er gackerte sie entzückt an und begleitete sie sorgfältig zurück. Nur nicht bis zum Nest. Denn da hielt der kanadische Riese Wache. Allmählich wurden meine Gedanken damit vertraut, daß es so sein mußte. Es wäre ja auch ganz gegen die Natur, mit diesem großen Fremden Mißlinge zu erzeugen, wenn sie doch einen Vater des eigenen Stammes wählen konnte. In der Bucht war sie aber aufgewachsen. Dort getraute sie sich am ehesten, ihre Brut zu verbergen, und der große Gänserich durfte sich ruhig als Hüter stolz und glücklich fühlen.

Das tat er auch, als eines sonnigen Morgens im Juni die kleine Gänsemutter nach allen Seiten gackernd ihre neun Sprößlinge in die Bucht und ins Wasser zugleich hinausführte. Keim waren es. Deshalb hatte es also vom ersten Ei bis zum Brüten so lange gedauert. Keim Kinder in der Familie. Der kanadische Riese gebärdete sich für die Umgebung wie ein kinderreicher Pascha es tun soll, und erzählte laut rufend allen in der Bucht die Neuigkeit, während er als letzter in der Reihe zum Futterplatz schwamm und genau darauf achtete, daß keiner sich zu nahe heranwagte. Wie waren wir beide stolz auf das Ereignis, er und ich. Nur ein wenig verschieden. Denn er hatte ja niemals echte Graugansjungen gesehen. Ich hatte es. Und — beim heiligen Franziskus! — ich konnte keinen Unterschied sehen.

Da sah er auf einem Stein mit einer anderen Dame. Du Luder! — sagte ich laut — und ich wußte nicht mehr genau, wen ich damit meinte.

Der Feind.

Im Frühjahr des Jahres 1908 hielt ich mich in Spokane im Staate Washington in Nordamerika auf. Zu damaliger Zeit mangelte es in den Weststaaten von Nordamerika sehr an Arbeitskräften. Dieserhalb wurde ich von einer Eisenbahngesellschaft mit noch anderen Arbeitern unentgeltlich nach Huntington, einem Städtchen im Staate Oregon, zum Arbeiten an einem Eisenbahnbau geschickt. Da mir die Arbeit nicht behagte, hörte ich auf und begab mich wieder zurück nach Huntington.

In einem chinesischen Restaurant suchte gerade ein Farmer Arbeiter zur Errichtung einer Pfirsichplantage. Der Platz war zwei Tagereisen von Huntington entfernt. Ein Maultiergespann sollte mich und noch acht Kameraden nach der Arbeitsstelle bringen. Da die Gegend vollkommen unbefiedelt war,

waren wir gezwungen, im Freien zu übernachten. Der ausgewählte Platz wurde von den Beifüßlingen, die dort massenhaft wuchsen, gesäubert.

Der mitgeführte Koch, ein Engländer, bereitete das Abendbrot. Da der Koch die Pfannkuchen hatte anbrennen lassen, bekam er mit einem Arbeiter, einem Irländer, Streit in Schlägerei ausartete, so daß der Farmer genötigt war, die Sache zu schlichten. Nach beendeten Abendbrot machte sich jeder aus seinen Decken sein Lager zurecht.

Gegen Morgen hörte ich im Halbschlaf eine Stimme, als ob diese aus dem Grabe käme. Als ich mich nach der Ursache erkundigen wollte, sagte dieselbe Stimme: „Um Gottes willen, beweg' dich nicht, auf meiner Brust liegt eine Klapperschlange!“ Vorsichtig wachte einer den andern und machte ihn mit der Gefahr bekannt. Die Schlange, ein große Exemplar, hob ab und zu den Kopf und züngelte. Der Farmer nahm sein Gewehr, das er neben sich liegen hatte, vorsichtig zur Hand und wollte die Schlange erschließen. Er gab sein Vorhaben jedoch bald wieder auf und reichte es einem

anderen. Es hat keiner geschossen, auch ich lehnte ab.

Zuletzt bekam der Irländer, der mit dem Koch am Abend zuvor Streit gehabt hatte, das Gewehr zur Hand.

Mittlerweile war es hell geworden und wir sahen nun, daß es der Koch war, auf dem die Schlange lag. Es wäre Mord gewesen, hätten wir den Mann am Schießen hindern wollen, denn bei der geringsten Bewegung ihres lebendigen Lagerplatzes hätte die Schlange gebissen. Vorsichtig hob der Irländer das Gewehr und zielte lange. Nach erfolgtem Schuß sprangen wir alle auf und hielten den Irländer, der sich entfernen wollte, fest. Der Koch war ohnmächtig geworden, aber nicht verletzt. Sein Todfeind hatte ihm das Leben gerettet. Auf unsere Frage, wie er dies habe fertig bringen können, erklärte er, daß es ihm einerlei gewesen wäre, wenn er getroffen hätte, er habe auf die Schlange gezielt.

Der Mann blieb nicht bei uns, er ging wieder zurück. Ich habe auf der Plantage drei Monate gearbeitet und die Pfirsichbäume mit gepflanzt. F. S.

„Gartengeispenster.“

Von Richard Kay.

Seinem ersten, allgemein freundlich aufgenommenen Reisebuch „Ein Bummel um die Welt“, hat Richard Kay nun ein zweites („Heitere Tage mit braunen Menschen“, Ein Südbuch, Ullstein-Verlag, Berlin) folgen lassen. Er will darin zeigen, wie schön und lustig es rechts und links der Straße grünt, wie friedlich die Menschen dort sind, wie ruhevoll ihre Tempel, abseits der Berufsstraße, auf der wir alle dahintausen „um der Karriere willen, immer das hupende Auto im Rücken, das Ehrgeiz heißt“ und das ist ihm wahrhaftig glänzend gelungen. Er hat es verstanden, in dem Buge den Zauber einer fernen Welt einzufangen, so daß man sofort gleich ihm auch „querfeldein“ in die blaue Ferne wandern möchte, abseits von der großen Straße. Dem heiteren, aber auch nachdenklichen Buge entnehmen wir mit Erlaubnis des Verlages die folgende Leseprobe:

Es war die schlaflose halbe Stunde zwischen Mittagessen und Mittagessloß, so um ein Uhr herum, und wir warteten auf den Koffer, den der farbige Verwalter wie gewöhnlich zu spät gebracht hatte. Als er endlich mit dem Tablett kam, und den schwarzen Extrakt, die Milch und das heiße Wasser vor uns hinstellte, griff nur die Herrin zu und ich. Der Pflanzler sah teilnahmslos in seinem Korbstuhl, daß ich zuerst dachte, er sei eingeschlafen. Doch als ich mich vorbeugte, um ihn zu wecken, sah ich seine Augen auf den Rasen starren.

Ich sagte schon, daß es um die Mittagstunde war, und die ist auf Java auch im Gebirge schwül. Zwar deckten den Himmel dünne, weißliche Wolken, durch die sich die Sonne im Zenit nur als matt phosphorzierende Scheibe durchquälte, aber es war völlig windstill, und der feuchte fette Boden dampfte Wärme. So windstill war es, daß nicht nur die großen, ledersteifen Blätter der Chinabäume unbewegt standen, sondern auch die schwanken Bambusrueten am Zaun, deren helle spröde Blättchen bei jedem Luftzug knistern.

Dennoch: als ich dem Blick des fetten Mannes folgte — verwundert, was ihn so starr fesseln mochte —, sah ich im verwilderten

Rosen einen einzelnen großen Farnwedel schwanken.

Die Bewegung dieses gefiederten Blattes war um so sonderbarer, als seine Nachbarblätter rozigungslos verharrten, während es sich langsam senkte, aufrichtete und wieder senkte.

„Es wird eine Eidechse sein“, versuchte ich es mir zu erklären, „oder ein Käfer“, — „... oder ein Sandrowos“, fügte der Pflanzler so leise hinzu, wie ich, unbewußt, selbst gesprochen hatte, und damit wandte er seinen Blick endlich dem Kaffee zu.

„Sie sollten nicht an Sandrowos denken“, verwies ihn die Herrin, indem sie sich ganz wenig Milch in eine volle Tasse Kaffeeextrakt goß, „wenigstens nicht, bis Sie wieder 37 Grad haben.“

Der schwannige blasse Mann ludte die Ascheln: „Die denken an mich“, senkte er, „da sehen Sie es wieder“, und er wies nach dem Farnblatt, das mit der Regelmäßigkeit eines Uhpendels weitergeschwante.

„Was sind Sandrowos?“ fragte ich, indem ich zum Farnblatt ging. Zu meiner Ueberraschung sah ich kein Tier an seinem Stengel, aber vielleicht hatte ich es versehen, denn als ich mich über das Blatt beugte, stand es mit einemmal genau so still wie die anderen Blätter und Grasshalme ringsum.

„Sandrowos“ antwortete die Herrin, „sind Gartengeispenster“, und es fiel mir auf, daß sie das ganz trocken sagte und nicht ein bißchen dabei lächelte. „Die Javaner“, fuhr sie fort, „glauben, daß die Geister der Verstorbenen noch einige Zeit in ihren Heimatgärten leben, bevor sie in die Unendlichkeit eingehen. Es gibt gute Sandrowos und böse, je nachdem die Menschen gut oder böse waren, deren Seelen sie sind. Und es gibt weise alte Männer, die durch Willensübung und Kasteiungen Macht über sie gewinnen. So sagen die Javaner. Sie nennen solche Frommen „Mias“. Meist sind es die Wächter der Fürstengräber. Sie wissen, jede javanische Provinz hat ihren „heiligen Distrikt“. Dort wohnen die Mias.“

„Sie sagen das so ernst... Glauben auch Sie daran?“

Die Herrin rührte nachdenklich in ihrer Tasse. „Wenn Sie mich so geradezu fragen, so europäisch und am helllichten Tage: nein, dann

glaube ich nicht daran. Aber wenn ich monatelang im Spital lebe, nur mit den Eingeborenen, und nachts ganz allein bin, und mit einemmal hören die Grillen auf zu zirpen, und ein Zweig klopf ans Fenster — dann — ich weiß nicht...

„Ihre Wissenschaft hindert Sie nicht...?“
„Meine Wissenschaft, unsere europäische Wissenschaft... aber gibt es nur die?... Haben nicht auch die Javaner eine Wissenschaft... eine ältere als wir?... Ich will Ihnen etwas erzählen: Vor zwei Jahren kam ich in ein Spital — hier nahebei —, wenn es nicht so trübe wäre, könnten Sie das Städtchen da unten liegen sehen. Wir hatten kaum Patienten dort; die Eingeborenen starben lieber zu Hause; Gundrowos sind darin, sagten sie. Ich hatte nie welche gespürt, aber schließlich wurde auch ich nervös und bat den Regenten um Rat. Regenten sind aus javanischem Fürstenblut und wissen Bescheid. Der meine wies mich an einen Kiai. Der betete tagelang im Spital, hieß mich dann Früchte auf dem Basar kaufen, Bananen und Mangostinen, und sie an den vier Ecken des Spitals vergraben. Ich hatte einen Alpdruck die Nacht danach, sah einen häßlichen Mann im Traum, einen blonden Mann, seltsamerweise. Der wollte mich würgen...“

„Nun, und?“
„Und die Eingeborenen verloren ihre Sehen vor meinem Krankenhaus. Die Sache mit dem Kiai hatte sich herumgesprochen.“

„Und war dort je ein blonder Mann gestorben? Ein Europäer?“

„Ich habe es nicht feststellen können. Aber ein holländischer Bungalow war auf dem Platz gestanden, bevor ein Spital daraus wurde. Und Holländer sind meist blond... Beweisen ließ sich nichts...“

„Es gibt bewiesene Fälle“, mischte sich der Pflanzler ein, und seine Stimme zitterte vor Nervosität. „Fälle, daß Kiais die Gelpfenster auf ihre Feinde legen: daß kein Diener im Hause bleibe, weil ihn die Gundrowos mit Betelkastanien bespucken; daß es in den Dienen klopf und daß die Lampen ausgehen, obgleich sie voll Petroleum sind. Das gibt es! Denken Sie an den Residenten von Madium!“

„Was war mit dem?“ fragte ich den Erregten.

„Oh, der hatte den eingeborenen Regenten abgesetzt, der unter ihm diente. Zehrte ihn ab, weil die Kasse nicht stimmte. Fragte ihn fort, trotzdem er Befehle versprach und die ganze Sultansfamilie für ihn bat. Tat der Familie die Schande an, obgleich sich die Regentemutter vor ihm auf den Boden warf! Ja, und dann schickte ihn der Regent Gundrowos. Verhegte das Haus mit ihnen. Kein Dienstoff hielt es aus. Der Holländer blieb hart. Ungab sich mit Soldaten und Polizisten. Schließlich mußte er doch seinen Abschied nehmen. Wäre sonst wahrscheinlich geworden vor dem Klapsen und Spucken und Räuspern und Geschirrkappern. Jetzt lebt er irgendwo im Gebirge hier herum. Wie ein Eingeborener lebt er und hat er keine javanische Babu geheiratet... Das haben die Gundrowos aus ihm gemacht!“

„Ist das wahr?“ fragte ich die Ärztin. Sie nickte: „Die äußeren Umstände stimmen. Aber es wird wohl Suggestion gewesen sein und kein Gundrowo. Die Vusi ist seltsam leitend für Gedankenübertragung und Hypnose. Es ist eine andere Luft als in Europa. Seit tausenden Jahren steht Wistia drin...“

„Suggestion“, wiederholte der blaße Mann ganz ärgerlich. „Hypnose! Hat mir Hypnose das Auto vor die Tür gefahren, das ich hinter meinen Bungalow gestellt hatte? Raschelt Suggestion nachts an meiner Tür? He? Wirk-

Hypnose die Blumentöpfe durcheinander auf meiner Veranda?“

Die Ärztin griff zähig über den Tisch nach seiner Hand und winkte ihm zu schweigen, während sie seinen Puls fühlte. „Sehen Sie sofort ins Bett“, sagte sie dann streng. „Hören Sie, sofort! Ich komme gleich zu Ihnen mit der Chininrippe. Sie haben wieder mindestens neununddreißig Komma-fünf!“

Der Kafenfriedhof von Algier.

Daß die Orientalen nicht sehr tierfreundlich sind, ist bekannt, und schon die Südländer geben darin ein schlechtes Beispiel. Wie weit aber menschliche Gefühllosigkeit gegen die Tiere gehen kann, lehrt der Kafenfriedhof von Algier. Die Stadt Algier ist ja keine wilde Wüstenstadt, sondern eine durchaus europäisch anmutende Stadt von über dreihunderttausend Einwohnern. Eisenbahnen, Straßenbahnen, eine Universität — kurz: alles ist vorhanden. Aber dicht neben dem vorzüglich ausgebauten Hafen für die großen Schiffe mit langen Kais, Lagerhäusern und Hafendampfen, dicht daneben also liegt ein rohes Beispiel orientalischen Mittelalters, der Kafenfriedhof.

Da springt eine kleine Meeresbucht gegen die Stadt zu, abgegrenzt durch eine über zehn Meter hohe Mauer. Oben auf der Mauer eine

saubere Uferstraße mit Straßenbahnverkehr und unten im Wasser einige kleine Felsen, wenige Quadratmeter umfassend. Das ist der ganze Kafenfriedhof, und die „Beerdigung“ ist höchst einfach. Hat jemand in der Stadt Algier eine Kafe, die er töten will, dann wirft er sie einfach von der hohen Ufermauer hinunter ins Meer. Die Tiere, die mit zerstückeltem Schädel unten ankommen, sind noch glücklich zu nennen, denn sie haben das Leben hinter sich. Aber bei der Elastizität und Sprungfähigkeit der Kafen kommen die meisten leider gut auf die Beine, brechen sich vielleicht eins und fangen dann unten auf den kalten Felsen ein neues Leben an. Es werden täglich eine ganze Menge Kafen hier runtergeworfen, die Tiere kriechen und schleppen sich da unten herum, schreien kläglich und warten auf den Tod. „Mitleidige“ Frauen kommen dann und wann, werfen Klümpchen hinunter, und die armen Viecher schleifen sich mühselig heran, um sich noch einmal sattzuziehen. Ja, man entdeckt fast immer auch ganz heil unten angekommene Kafen, die munter und lustig zwischen den todgeweihten Tieren herumspringen. Sie fressen mit, nehmen den Kranken das Brot weg, verzehren wohl gar noch, eine neue Kafengeneration in die Welt zu setzen. Bis dann mit einem Schläge alles aus ist.

Mit ziemlicher Regelmäßigkeit hat das Meer bei Algier in jeder Woche einen Sturmtag. Die Wellen gehen hoch und die kleinen Kafenfelsen werden wild überflutet.

Chinesische Wäscherinnen.

Von Otto Gutzeit.

Wir hatten Order, mit unserer Badung nach Wampoa, dem Vorhafen von Kanton, zu segeln, und konnten bereits von weitem das anglochinesische Hongkong durch das Fernrohr sehen.

„Bei der klauen Brise werden wir heute nicht weit kommen“, meinte einer der Matrosen. „Aber morgen mittag haben wir die Wäschebeerns bereits an Bord.“ — „Die Wäschebeerns?“ fragte ich. „Jawohl, hübsche, junge Wäscherinnen; aber Sie werden ja sehen.“

Der Reviertorste kam an Bord, und der Anker, der vor kaum einer Stunde in den Grund gerollt war, wurde wieder in die Höhe gehoben. Die ganze Nacht hindurch segelten wir die Bacca Tigris aufwärts, und erst am Morgen erhielt die erschlafte Steuerbordwache Erlaubnis, zur Koje zu gehen.

Wir mochten wohl einige Stunden geschlafen haben, als wir durch einen schrecklichen Lärm erwachten. Müde und unwillig drehte ich mich auf die andere Seite, doch der Lärm wurde immer größer, und als ich völlig wunter war, sah ich eine Menge chinesischer Mädchen damit beschäftigt, Säcke, Kisten und Kojen nach zerrissenen oder des Wäschens bedürftigen Kleidungsstücken zu durchsuchen. Die Mädchen waren so genau davon unterrichtet, wo Seeleute ihre Sachen aufzubewahren pflegten, daß man hätte glauben können, sie seien selbst schon lange zur See gefahren.

Ich war noch handemüde und gebrauchte ein paar kräftige deutsche Betsprüche gegen die chinesischen Mädchen, die im nächsten Augenblick zu meinem Erstaunen meine Worte, ohne daß sie ahnten, was sie zu bedeuten hatten, mit auffallend korrekter Aussprache wiederholten. Ich mußte mächtig lachen; als aber ein niedliches, sauber gekleidetes Mädchen anfang, auch in meiner Koje herumzusüßeln, wurde mir der Spaß zu arg. Varsch fragte ich sie auf Englisch, was sie wünschte?

Sie lächelte mich mit ihren kleinen, ge-

schliffenen Augen anmutig an, hielt mir eine alte, englische Lederjacke entgegen und deutete auf die Löcher. Ihr Englisch war schauerhaft: „Looke here, what is that?“ (Sieh her, was ist das?) „Ein Loch!“ knurrte ich nicht allzu sanftmütig. Das Mädchen zeigte auf andere Stellen der Jacke und rief vergnügt: „Loch, Loch, Loch.“ Die am schrecklichsten aussehenden Kleider machten ihr das größte Vergnügen. „Washing, mending!“ (Waschen, flicken!), rief sie vergnügt. Ich wollte gerade meinem Störentfied begreiflich machen, daß diese Kleider überhaupt nicht mehr das Waschen lohnten, als in meiner Nebenboje ein furchtbarer Kravall entstand. Mein Kamerad, würde wie ich, war weniger sanftmütig. Ich wollte gerade meinem Störentfied begreiflich machen, daß diese Kleider überhaupt nicht mehr das Waschen lohnten, als in meiner Nebenboje ein furchtbarer Kravall entstand. Mein Kamerad, würde wie ich, war weniger sanftmütig. Ich wollte gerade meinem Störentfied begreiflich machen, daß diese Kleider überhaupt nicht mehr das Waschen lohnten, als in meiner Nebenboje ein furchtbarer Kravall entstand. Mein Kamerad, würde wie ich, war weniger sanftmütig.

Mit unfertm Schlaf war's vorbei. Die Rixe, die meine Wäsche zum Gegenstand ihrer Eroberung anstehen hatte, sickte alles in einen Sack, notierte aber jedes Stück in chinesischer Schrift auf ein Blatt Papier und überreichte mir von dem Verzeichnis eine Kopie. Als ich ihr sagte, daß ich sie ja gar nicht kenne und gar nicht wüßte, wo sie mit meinen Sachen hinginge, holte sie eine alte Brieftasche europäischer Ursprungs aus ihren Kleidern hervor und überreichte mir mehrere Zettel, die in verschiedenen Sprachen abgefaßt waren. Es waren Zeugnisse von Seeleuten aller Nationen, die besagten, daß das Mädchen ehrlich, sauber sei, und die Sachen pünktlich zurückgebracht habe. Der Inhalt vieler dieser „Dokumente“ war unkomischer Natur. Ueber das eines deutschen Matrosen mußte ich herzlich lachen; meine Rixe fröhlich mit ein.

Der Zettel lautete: „Inhaberin dieses Scheines, Bai-Nä, auf Deutsch Trina, ist eine vertauselt fixe Deern. Sie hat während unseres Aufenthalts in Wampoa meine Kleider und Wäsche vollständig in Ordnung gebracht, und

ich begabte ihr am Tage unserer Abreise statt der geforderten zwei, drei mexikanische Dollar. Sie belohnte meinen Edelmut mit einem herzhaften Kuss; möge So dieses Mädchen in seinen besonderen Schutz nehmen und ihr einen recht langjähigen Mann beschicken. Heinrich Voh, Matrose der Bremer Bark „Jupiter“.

Die Mädchen beluden nun rasch ihr Boot mit unseren Sachen und segelten ab.

Der Ring.

Von Knut Hansson.

Ich sah einmal in einer Gesellschaft ein junges, verliebtes Mädchen. Ihre Augen waren doppelt blau und und doppelt strahlend, und sie vermochte ihre Gefühle nicht zu verbergen.

Wen liebte sie?

Den jungen Herrn dort am Fenster, den Sohn des Hauses, einen Mann in Uniform und mit einer Löwenstimme. Ach Gott, wie ihre Augen den jungen Mann liebten und wie sie unruhig auf ihrem Stuhle saß!

Als wir nachts nach Hause gingen, sagte ich, weil ich sie ja gut kannte: „Wie klar und herrlich das Wetter ist. Hast du dich heute nacht amüßigt?“

Und um ihrem Wunsch zuvorzukommen, zog ich meinem Verlobungsring vom Finger ab und sagte weiter: „Sieh, dein Ring ist mir zu eng geworden, er drückt mich. Wie, wenn du ihn weitermachen liebst?“

Sie streckte ihre Hand aus und flüsterte: „Gib ihn mir, dann wird er schon größer werden.“

Und ich gab ihr den Ring.

* * *

Einen Monat später traf ich sie wieder.

Ich wollte nach dem Ring fragen, unterließ es aber.

Es eilt noch nicht, dachte ich, laß ihr noch Zeit.

Da blüht sie die Straße entlang und spricht: „Es ist wahr — der Ring. Ich hatte Unglück mit ihm. Ich habe ihn verlegt oder vielmehr verloren.“

Sie wartet dann auf meine Antwort.

„Bist du mir deshalb böse?“ fragt sie unruhig.

„Nein,“ antwortete ich.

Ach, Gott, wie erleichtert sie fortging, als sie sah, daß ich nicht böse darüber war.

* * *

Dann verging ein ganzes Jahr.

Ich kam wieder in die Gegend und ging eines Abends einen mir bekannten, sehr bekannten Weg.

Da kommt sie mir entgegen, und sie hatte dreifach blaue und dreifach strahlende Augen. Ihr Mund aber war so groß und so bleich geworden.

„Hier ist dein Ring“, rief sie, „dein Verlobungsring! Ich habe ihn wiedergefunden, Geliebter, und ihn größer machen lassen. Nun wird er dich nicht mehr drücken.“

Ich sah das verlassene Weib an und ihren großen, bleichen Mund. Und ich betrachtete auch den Ring.

„Ach“, sagte ich und verneigte mich tief, „mit dem Ring haben wir Unglück! Nun ist er allzu weit.“

Weiteres.

Der Patient erwacht in seinem Krankenzimmer aus der Narkose. „Wo bin ich“, flüstert er, „bin etwa schon in einer besseren Welt?“ — „Nein, Lieber“, antwortet die teure Gattin, die am Bett sitzt, „du bist bei mir!“

Begräbnis mit Musik. Der Vorstand unseres Schützenvereines besuchte mich und forderte mich zum Beitritt auf. „... Wir werden Sie dann mit Musik begraben.“ Dieser Vorschlag konnte ich nicht widerstehen. Am anderen Tag zog die Kapelle des Schützenvereines zufällig in der Nähe vorüber. Da kam mein Junge zu mir gelauhen: „Vater,“ rief er, „Vater! Sie üben schon!“

Ein paar Bücher für den Weihnachtstisch.

Die schönsten Märchen der Weltliteratur.

Jedes Volk hat seinen Märchenschatz, von fabulierenden Dichtern aller Zeiten erdichtet, die wie jede andere wertvolle Dichtung zum Kulturgut der betreffenden Nation gehört. Die schönsten dieser Märchen gesammelt zu haben, ist ein Verdienst Professore Friedrich von der Leyen. Sie sind in zwei ausnehmend schön ausgestatteten Bänden in der von Schulmännern und Erziehern empfohlenen Bonas Jugendbücherei erschienen. (Die schönsten Märchen der Weltliteratur, die unsere Jugend kennen sollte.“ Verlag von Richard Bong in Berlin. Erste und zweite Folge. Jeder Band mit vielen künstlerisch gezeichneten Bildern von Helmut Starbina.) Das Märchen ist so alt, wie die Menschheit. Manche der Märchen, die wir unseren Kindern erzählen, reichen in ihrer Urform viele Jahrhunderte zurück. Bei manchen östlichen Völkern wurden die Märchen nicht den Kindern, sondern den Großen erzählt, sie waren eben Dichtungen, an deren Schönheit und bunten Farben sich der Sinn der Zuhörer ergöhte. Die von Friedrich von der Leyen gesammelten Märchensätze stammen aus allen Zonen und allen Zeiten. Deutsche, Dänen, Russen, Norweger, Chinesen, Araber u. a. haben dazu beigetragen. Das Ganze ist ein wundervoller Strauß von Märchenblumen geworden, wert und würdig nicht nur der Jugend. Die Textbilder und farbigen Kunstblätter Helmut Starbinas sind prächtig.

Billige und schöne Kinderbücher. Zu der reichen Auswahl an Kinderbüchern aus Loewes Verlag, Ferdinand Carl, Stuttgart, sind heuer an Neuerwerbungen u. a. hinzugekommen:

„Schladel und Wadel, die beiden Dadel.“ Ein lustiges Bilderbuch von Willy Pland, Verse von H. Clar. Die Streiche zweier übermütiger Dadel, mit gut gelungenen, drolligen Bildern. Preis M. 1.50.

„Kleine Geschichten.“ Erzählt und gesammelt von Emma Carl. Preis M. —. 36. Siedehn Kurzgeschichten von Mäuschen, Affchen, Spätzlein, Häslein, Mehllein u. a. Gut lesbare großer Druck mit 4 Farbendruckbildern von Willy Pland.

„Die schönsten Kindermärchen.“ Mit 4 Farbendruckbildern von Willy Pland. Preis M. —. 36. Hübsche Bilder, gute Ausstattung.

„Von kleinen Hähnchen Gernegroß.“ Seine Abenteuer und Erlebnisse von Emma Carl, mit 6 Bildern von Willy Pland. Preis M. 3.50. Eine liebreizende Geschichte, welche die Kleinen immer wieder lesen werden.

In der vom Verlag herausgegebenen Reihe: **Loewes Jugend-Klassiker** sind in billiger und vorbildlich schöner Ausstattung erschienen: **Haupts Märchen.** Ausgewählt von W. Fronemann. Preis M. 1.80. Der Auswahl und den 40 beigebrachten Illustrationen kann volles Lob gesendet werden. — **Reinecke der Fuchs.** Nach der niederdeutschen Ausgabe erzählt von Wilhelm Fronemann. Preis M. 1.80. Ein erster Künstler, Heinrich Mey, hat das Buch illustriert, das wie alle Bände dieser Serie von Jugend-Klassikern mustergültig genannt werden kann.

Buschjaden und anderes.

Im Verlage von Braun u. Schneider, München, sind eine Reihe von lustigen und künstlerisch wertvollen Bilderbücher erschienen:

„Tipp und Joffo oder die durchgebrannten Affen.“ Von Carl Storch, Verse von Hans Probst. Preis M. 4.—. Das ist einmal in Bildern und Versen eine trefflich gelungene Buschjade, so recht nach dem Herzen lebensfroher Kinder. Tipp und Joffo, zwei richtige Lausbuben unter den Affen vollführen Streiche sonder Zahl, über die auch Erwachsene herzlich lachen werden.

A. Oberländer-Bilderbuch. Preis M. 4.—. Von A. Oberländer, dem früher bestbekanntem Bildzeichner stammen die in dem Buche vereinigen und für Kinder geeigneten zwölf Berggeschichten.

„Das grüne Haus.“ Eine lustige und lehrsame Geschichte mit Bildern und Reimen von H. Stokmann. Preis M. 4.—. Mit grüner Farbe lustig angestrichen steht das allertümliche Haus in einer allertümlichen deutschen Stadt. Wer darin wohnt, wie es dort zugeht, das ist in drolligen Versen und Bildern zum Ergötzen der Kinder geschildert.

„Maus und Moll.“ Eine Mädelgeschichte nach Wilhelm Busch von Wilhelm Herbert. Bilder von Carl Storch. Preis M. 3.—. Es genügt eines zu sagen: kein zweites Bilderbuch gibt es, das in Bildern und Versen Busch so nahe kommt wie dieses. Es wirkt wie ein neuaufgefundenes Werk des Meisters selbst.

Schach-Ecke.

Alle Zuschriften und Anfragen an Gen. Wenzel Scharoch, Zweitung Nr. 66 bei Leptitz-Schönan.

Allen Anfragen ist Retourmarke beizulegen.

57. Fortsetzung.

Wichtigstes aus der Endspiellehre.

Läufer gegen Springer und Bauern.

Gegen einen Bauer und Springer macht der Läufer meist remis, es gibt auch Ausnahmefälle; gegen zwei Bauern und Springer wird der Läufer fast immer verlieren. Praktische Bedeutung hat beispielsweise nachfolgende Stellung

Bild 106.



Weiß am Zuge macht remis.

Schwarz droht durch Sb2! zu gewinnen. Durch das hübsche Läuferopfer 1. La1! hält Weiß remis, denn auf K×a1 folgt Ke2! (betritt auf der e-Reihe das mit dem Springerstand gleichfarbige Feld, also nicht etwa e1). Nimmt der König nicht, sondern spielt Schwarz Sb2+, muß der König auf d2 gehen, also 2. Kd2, K×a1, 3. Ke1! wieder das Feld von der Farbe des Springers, remis.

Springer gegen Läufer und Bauern.

Bei Übergewicht eines Bauern läßt sich der Gewinn nur selten erreichen. In folgender hübschen Studie von Horwitz macht Weiß das Spiel unentschieden.



Weiß am Zuge macht remis.

Weiß verteidigt sich mit Patt: 1. Sg3! Le5 oder anders, 2. Sf1 Ke2, 3. Kg2 Lf4!, 4. Kh1! Kf3, 5. Sg3! usw., unentschieden.

Schluß folgt.

Zur Beachtung!

Da wir beabsichtigen, möglichst nur Schachaufgaben eigener Produktion für unsere Schachbecke zu verwenden, ersuchen wir alle diejenigen Genossen, welche sich mit Problemkompositionen befassen, solche an obenstehende Adresse einzusenden.

Erwünscht sind hauptsächlich Zweizüger oder höchstens Droizug-Aufgaben, die dann nach Ueberprüfung der Reihenfolge nach veröffentlicht werden.

Wir erhoffen rege Mitarbeit.

Scharoch.